

haltung und beschwerlicher Arbeit. Hierin aber liegt wieder ein Lichtblick für den Deutschen, denn der deutsche Kaufmann hat kein Organisations-talent. Mit der Betonung der Auswärts-Führerpositionen die Auswanderung wagen sollen. Auch wer geschickt auf eine ladungsgemäße Führung einzugehen versteht, wer sich in verständnisvoller Weise einem Ganzen eingliedern kann, wird sein Fortkommen finden. Aber der Weg zu den Höhen wird steiler und einsamer sein. Das alte Dichterwort:

„Met strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schickst an ein Ganzes dich“, wird der Wahrspruch sein, den man dem Auswanderer auf den Weg geben muß; und dieser Zeitschrift wird ihm auch dazu ein freundliches Schicksal leuchten.

Ein neuer Schlagwetteranzeiger.

Erst jährelanger, ständiger Vorschläge, die in neuerer Zeit für die Konstruktion von Schlagwetteranzeigern gemacht wurden, ist die Sicherheitslampe von Davy auch heute noch das sicherste Mittel zur Erkennung von Schlagwetter. Auf einem neuen Prinzip beruht ein von Prof. Fleißner konstruierter Schlagwetteranzeiger, bei dem das Hochdruckgas, explosiver Gase nicht nur durch die Vorelektrolyse, sondern auch durch einen Wasserstoff, Luftgas, Äthylen und Leuchtgas angezogen, die in einem engen, engen Rohr brannten. Dabei entstanden je nach der Gasart und den Abmessungen des Rohres Töne von verschiedener Stärke und Höhe. Durch Vergrößern oder Verkleinern der Flamme läßt sich der Ton verstärken bzw. abschwächen, und bei einer bestimmten Größe der Flamme hört das Tönen ganz auf. Wenn man aber einen solchen nichtbrennenden Flamme am unteren Ende des Rohres ein beliebiges brennbares Gas zuführt, so verdrängt dieses Zutags in nächster Nähe der Flamme, wodurch diese größer wird und wieder zu Tönen anfängt. Sobald von außen kein Gas mehr zugeführt wird, hört das Tönen wieder auf.

Um eine für praktische Zwecke verwendbare Vorrichtung zu schaffen, wurde an Stelle der ursprünglichen benutzten Gas-Tiere eine Hohlkugel aus Metall mit zwei Ansätzen verwendet. Hierdurch war es möglich, eine Vorrichtung in Form einer Grubenlampe zu konstruieren. Sie besteht aus einer regulären, auf- und abwärts verschließbaren Flamme, die von einem Gaszylinder umgeben ist. Dieser sitzt in dem unteren Ansatz einer Hohlkugel, die am anderen Ende einen zweiten schonen Stein wirkenden Ansatz besitzt. Dieser sowie der Gaszylinder ist von einem Drahtkorb umgeben. Zum Gebrauch wird die Flamme zunächst so eingeleitet, daß ein Ton erzeugt wird. Dann wird der Brenner so weit verschoben, daß das Tönen gerade aufhört. Sobald nun explosive Gase in das Innere der Flamme gelangen, beginnt das Tönen von neuem. Derartige Anzeiger für explosive Gase können mit Vorteil in allen Betrieben, die mit brennbaren Gasen zu tun haben, so in Gaswerken und Petroleum-Ölwerken, Verwendung finden.

Bunte Zeitung.

Eine chinesische Zeitung in Paris. Es scheint in Europa wirklich einmal etwas ganz Neues zu geben. In Paris erscheint in diesen Tagen zum ersten Male eine chinesische Wochen-zeitschrift in chinesischer Schrift. Ein Chinese in Frankreichs Hauptstadt hat für die zuerst allein schon in Frankreich 80 000 Chinesen eine Notwendigkeit erklärt und sich einen Stab von chinesischen Mitarbeitern genommen, die nun an regelmäßigen europäischen Blättern mit geistiger Beihilfe versehen werden. Allerdings besitzt keine europäische Druckerei chinesische Letztern, deshalb wird, wie der Pariser „Avenir“ mitteilt, der Inhalt der Wochenzeitschrift in den chinesischen Programm möglichst fotografisch niedergeschrieben, dann diese Schrift photographiert und schließlich mit Hilfe der Photographie ein Klischee hergestellt. Die Zeitung erscheint in 8-10 000 Exemplaren und wird trotz der schwierigen Herstellung für 10 Centimes verkauft. Eine besondere Frage dürfte nur die sein, wie viele der angelegten 80 000 Chinesen die Zeitung werden lesen können, da bekanntlich in China selbst bereits diejenigen, die die schwierigsten Schriftzeichen zu lesen verstehen, als Gelehrte angesehen werden.

Vom jährlichen Ex. Geenig, der seiner recht gebundenen Einigung gegen das Hofgebäude und die bureaukratischen Wirt-schaftler oft recht drastischen Ausdruck gab, erzählt Hans von Wedder in der neuesten Nummer der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Zweibellisch“ folgende hübschen Anekdote. Eines Tages kam der König vom Begräbnis eines seiner Minister heim und sah nun, das Frühstück erwartend, mit den übriggebliebenen Ministern in seiner Villa Wladawitz. Alles schweigen, Geiriffenheit

minend. Endlich sah der Geenig zeitum und meente: „Au — wer wird denn nun von Euch der nächste sein?“ Eines Tages sah er in Berlin bei der Hofkapelle. Da schlug die Uhr neun. „Rein Uhr.“ sagte er lachend, „um die Zeit schied ich sonst mit meiner Kommode schied.“ Ein andermal — Komme war längst auf und davon — besuchte er im Vogtlande eine Fabrik. Ein Arbeiter hielt eine Ansprache. Der war tüchtig heißer. Der Geenig, ebenfalls er-läutet, krächzte: „Na, guter Mann, Sie scheinen ja ganz genau in meiner Lage zu sein!“ „Ach, nein, Majestät“, erwiderte der Arbeiter, „mir ist das Kuber schon nach vier Wochen durchge-brannt.“

Die Bildung der Französin. Eine französische Schau-spielerin war längere Zeit in Rußland gewesen, wo sie den Bolschewisten von ihrer Kunst zum besten gegeben hat. Trotz Sow-jetregierung und rotem Terror war die blonde Pariserin ent-zückt von ihren bolschewistischen Volksgenossen und konnte sich in eingehenden Erzählungen über ihren russischen Aufenthalt nicht genug tun. „Man kann sich den Netz dieses Landes nicht vor-stellen“, sagte sie, „Rußland ist und bleibt, was immer man auch dagegen sagen mag, das große, alte und heilige Rußland.“ — „Ja, der Fall haben Sie übrigens auch die Nora gesehen?“ — „Die Nora? Ich habe täglich mit ihr zu Abend gegessen!“

Was uns noch geistlich hat, ist zweifellos eine Witter-nachschübe, deren tief und allgemein entbehrte“ Gründung liegt endlich in Berlin vorbesteht. Die an die Presse gelangte Mitteil-ung besagt hierüber: „Mitternacht, die Stunde der Geister, ist von einer Vereinigung Berliner Künstler für ihr Debit in diesem Winter aussersehen worden. Das neue Unternehmen trägt den Namen Theater der Mitternacht.“ Ob das nicht auch was für Halle wäre? Vor solchem Mitternachtsstück bedauere uns aber unsere brave Polzei!

Das Ueberwintern des Gemüses im Keller. Der Landmann wird sein Gemüse meistens im Freien oder in Erbs-treuen überwintern lassen, der Städter dagegen ist auf den Schutz seines Hauses angewiesen, in dem die Gemüße freilich leicht welken und faulen können. „Die Ackerholze“ (Hamm i. Westf.) kommt zu dieser wichtigen Frage mit praktischen Vorschlägen: Der Keller muß kühl, kühl und darf nicht zu trocken sein, sonst ist er zur Gemüsaufbewahrung ungeeignet. Häufig lassen sich die Gemüße in Schuppen und Scheunen leichter als im Keller aufbewahren. Die Gemüße, wie Kohlrabi, Petersilien, werden in feuchtem Sand eingeschlagen. Die Wurzelgemüße ordnet man zu einer Gemüßpyramide. Zur Herstellung der Gemüßpyramiden ist eine Kadelstange vom feuchtem Sande notwendig. Die Wur-zeln werden nach ihren Sorten der Größe nach ausgelegt. Die grünen Blätter dürfen nicht bis auf die Wurzeln abgeschneitten werden, es verbleiben vielmehr der Wurzel die unteren Teile der Blätter, etwa 1 Zent. lang. Zur Aufstellung der Pyramide genügt eine kleine Kellerröhre von 50 Zent. Länge und Breite. In der vorbereiteten Erde bedeckt man den Boden kreisförmig etwa 2 Zent. hoch mit einer Schicht feuchtem Sande. Darauf werden die längsten Wurzeln so gelegt, daß die Wurzelspitzen nach innen kreisförmig übereinander liegen. So bilden die Wurzeln einen Kreis. Nach außen werden in die Zwischenräume zwischen die langen Wurzeln kleine Wurzeln oder Wurzelstöcke gelegt. Ist so die kreisförmige Stängelstange mit Wurzeln be-legt, werden dieselben mit einer Schicht feuchtem Sande bedeckt. Auf den feuchtem Sand kommt wieder eine Schicht Wurzeln wie vorher. Nun wechselt immer eine Schicht mit Sand mit einer Schicht Wurzeln ab. Dem Gemüßhaufen gibt man mit einer Pyramide, legt also auf die unterste große Schicht eine kleine Schicht usw., bis der Haufen in einer Spitze endet. Viele Gemüßwurzeln können auf kleinstem Raume zusammengelagert werden. Die Wurzeln liegen zwischen feuchtem Sand, so daß sie weder vertrocknen, noch verschimmeln können, bleiben frisch und voll wie im Garten und werden nicht von den Mäusen benagt. Schwarzwurzeln, gelbe Rüben, rote Rüben, Sellerie usw. können in dieser Weise aufbewahrt werden.

Literatur.

„Auf dem Felde der Ehre gefallene.“ Blätter der Er-innerung von Carl Stange. Gutesloß, C. Verlagsmann. — Dem geliebten Sohne, geboren in Halle, der im Alter von noch nicht 19 Jahren fürs Vaterland gestorben, widmet der Verfasser, der bekannte Wötlinger Theologieprofessor, dieses Büchlein. Gedächtnis sind es, einem Menschenleben gewidmet, das einfach und schlicht sich entwickelt hat. Aber gerade dieses Einfache und Schlichte ist es, das starken Widerhall finden wird. Denn wie viele sind es doch, denen Worte wie: „Nicht große Taten finden deinen Ruhm“, und „Nicht du gabst dieses Lebens Wäite hin und starbst den Tod fürs deutsche Vaterland“ wie aus der eigenen Seele gesprochen sind.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Nr. Unter den Eichen 43/20.

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 111

Dienstag, den 21. Oktober

1919

Der Kampf um den Mann.

Roman von Carry Brachvogel.

10 Fortsetzung. Dauerhaft verborgen.
Frau von Merk atmete auf, als ihr das einfiel. Sie sprach mit Diga darüber und diese war der Idee des gemeinsamen Hausarbeiters gar nicht abgeneigt. Ihr grante näm-lich im Innern war der Vorstellung, wedern, einparen zu müssen, und sie war sehr froh, daß Mama ihr all diese Sorgen und Kleinigkeiten, die die Olga ja doch eigentlich viel zu bedenkend war, abnehmen wollte. Daher sagte sie: „Ja, liebe Mama, ich verstehe deinen Wunsch, nicht ganz allein zu bleiben und dich mit Wirtschaftsdarungen zu plagen.“ Sie konnte sehr gern zu dir und neigte dir das alles ab. Du wirst sehen, Mama, ich kann mich in die kleineren Ver-hältnisse schicken, wie früher in die großen. Der arme Oskar sagte ja immer: „Diga, du konntst alles!“ Das war natür-lich ächterlich, aber eine kluge und tüchtige Frau kann viel ...“

Die Diga ging gerade durchs Zimmer, als sie den Schluß dieser Erzählung las, und mußte unwillkürlich lächeln. Die „kluge und tüchtige Frau“ schien die neueste Ergründung in Diga's Brautwerbung, die würde man jetzt wahr-scheinlich bei jedem dritten Satz fordert bekommen. ... „Na, dasste Liebe, mich kümmerst nicht mehr lange. In einem halben Jahre sigen wir schon in Paris, in Cairo ...“

Sie hatte zwar ihren Verlobten am Tage nach dem Begräbnis verzeihlich erpariert, aber das kümmerste sie nicht viel. Sie meinte, er wäre böse auf sie, auf ihr trübseliges Benehmen, das ihr selbst in der Ruhe des hellen Morgens ganz unmoviert vorkam, sogar fast ein wenig beleidigend für ihn. Was hatte sie doch alles gewittert gestern, ge-rahnt, geahndelt. ... Und war schließlich davongelassen wie ein Schwindel! Sie hätte doch ruhig eine Tasse Tee bei ihm trinken, eine halbe Stunde bei ihm verplaudern und verklären können. ... Heute, da sie mit ausgeprägten Nerven im Tageslicht der Dämmerstunde von gestern nachsann, sagte sie sich: „Du warst gestern überreizt und hast Gespenster ge-sehen! Er wollte dich einfach liebhaben von all dem Grauen hier und da, vom Grauen über und über und über gemacht, daß gleich weiß Gott was gedacht.“ Sie wollte ihm gerade ein paar Zeilen schreiben und ihm bitten, nicht böse zu sein, als sein Diener einen Brief für sie brachte. Sie ersah einen Augenblick sehr, sich wieder den Wüttenumschlag auf und überlegte die engen, kraus geschriebenen Zeilen. Sie atmete auf. Sie hatte schon mit einer Ablage ge-rednet. Dem Himmel sei Dank, das war es nicht! Nur die Mitteilung, daß eine Depesche ihn nach Hause rief, weil sein Vater lebensgefährlich erkrankt sei. Der Brief war gütlich und tat jenes seltsamen Zwangsganges mit seiner Liebe Erwähnung: „So unerwartet kommt mir diese Ab-reise in all unsere schönen Tage und Pläne hinein, gerade jetzt, wo Du, mein Lieblich, mich so nötig hättest. Aber ich kann den Vater doch nicht allein krank sein, vielleicht werden lassen! Habe also Geduld und Geduld bis zum Wiedersehen, für das ich freilich im Augenblick nicht ein-mal einen Termin fixieren kann, denn noch weiß ich gar nicht, was dem Vater fehlt. Sobald ich an Ort und Stelle bin, schreibe ich Dir ausführlich. Heute aber weiß ich schon, daß ich mich unablässig nach Dir sehnen werde, und daß mein Leben kein Leben ist, bis ich Dich wieder in den Armen habe. Viele Grüße an die liebe Mama und Schwägerin von Deinem Wadimir.“

Frau von Merk war etwas unangenehm berührt, als Alde ihr den Inhalt des Briefes mitteilte. Nur um Gottes-willen jetzt keine Verzögerung der offiziellen Verlobung und der Heirat. Weiter dachte aber niemand über den Brief nach, nicht einmal Doktor Benedikt, der stets eine Leise, wenn auch nie ausgeprochenen Antipathie gegen den jungen Russen bewahrt hatte

In den nächsten Tagen nach dem Begräbnis lehrte langsam alles ins alte Geleise zurück. Benedikt's waren wieder ab-gereist, Olga war wieder wach und sah als junge, blonde Witwe sehr verführerisch aus, Frau von Merk erholte sich in der Behaglichkeit des eigenen Heims von der anstrengenden Doppelheise und wünschete ungeduldig jeden Tag vorbei, der scheinbare Sanierung von Diga's Verhältnissen be-zögerte. Sie war jetzt fast unablässig mit Diga beschäftigt; wenn sie mit einer Handarbeit oder einem Buch befaßt, sprangen Bittern über Blattlich und Zeilen und wenn sie schlaflos im Bett oder auf der Ottomane lag, marschierten Bahntreihen durch ihren Kopf, Regimenter von Jägern, die sich unablässig erneuerten, gleich einem Heer, das nach Millionen zählt. Seit ihrer kurzen Mähgenheit, da sie mit der Mutter zusammen sich sorgen mußte und tägliche Brot, hatte sie nicht mehr so verzweifelt gerednet, wie jetzt. Nicht unter hatte sie das Gefühl, daß ihr Wehnen ganz durch-lüchert und zerkratzt sein müßte von diesen Regimentern, die hilflos, mit gleichmäßigem Schritt darüber hintrabten. Sie gab weniger lächeln und frisch aus als sonst und zeigte zudem eine nervöse Geistesart, die ihre Kinder früher nie an ihr gekannt hatten. Diga war dafür um so ruhiger und zuverlässiger.

„Mama, du wirst sehen, daß alles brilliant geht! Du hast ja keine Ahnung, wie ich berechnen und einteilen kann, wenn's nötig ist. ... Und was brauchen denn wir beide schließlich? Du hast deine Kinder schon verjorft, ich will die mehren zu einfachen, tüchtigen Menschen erleben, wie es einer Witwe von Stand zukommt; das kostet nicht die Welt! Wir werden sehr angenehm leben und trotzdem große Ge-pornisse machen, dafür laß mich nur sorgen!“

Ihr Optimismus, ihr frühlicher Glaube an die eigenen Aufschneiderlein rüderten sich schon von Tag zu Tag frä-ger empor. Sie meinte zwar noch viel und erwähnte bei jedem dritten Satz „den armen Oskar“, aber sie sagte auch oft und gern „eine Witwe von Stand“ und trug dementsprechend die weißgefasste Wüttenknebe mit viel Würde und Präzision.

Ihr Optimismus hatte von jeher etwas Anstößendes ge-habt. Auch jetzt gibt über Frau von Merks Jäge ein kleines Lächeln: „Ja, ja, wenn nur erst Tilde verheiratet wäre! Du und ich, wir finden uns dann schon zurecht.“

„Tilde ist doch in längstens einem halben Jahre ver-heiratet, da ist doch gar kein Zweifel! Laß sie nur heiraten, selbst wenn er den Doktor nicht diesen Sommer macht. Ja, das Wädel hat Glück!“

Schon liefen ihr wieder Tränen über die Wangen, und Frau von Merk wendete das Gespräch unpersonlichen Dingen zu, die Diga nicht aufregen konnten.

Tilde wartete mit Ungeduld auf den versprochenen Brief ihres Verlobten. Sie wußte wohl, daß einige Zeit bis dahin verstreichen müßte, denn Saranoff hatte nicht nur die weite Eisenbahnstrecke bis Petersburg zurückzulegen, sondern noch lange Fahrten mit Sekundarbahnen und Wagen, bis er endlich auf dem väterlichen Gut angekommen war. Bis sie einen Brief in Händen hielt, konnte es immerhin sein, zwölf Tage dauern. ... Sie wartete ungeduldig, aber ohne jeden Argwohn, und mit ihr warteten Mama und Diga, vielleicht ein bißchen nervöser, aber ebensov vertrauensvoll wie sie.

Etwa acht Tage nach Saranoff's Abreise kam das Stuben-mädchen und meldete, der Diener von Herrn Saranoff bote die gnädige Frau, ihn für einige Minuten vorzulassen.

„Lassen Sie ihn nur gleich eintreten! ... Nun, Martin, was bringen Sie Gutes?“
Martin brachte aber gar nichts Gutes, sondern nur einen Scheit, von Saranoff untergezeichnet.
„Gnädige Frau, der gnädige Herr ist so bald über Kopf zum Herrn Papa heimgekehrt, daß er keine Zeit mehr gehabt hat, auf die Bank zu gehen und Geld für all meine An-lagen zu erheben. Was das im Grunde war, hat der gnädige



